

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 30.

Sonntag, 31. Januar

1932.

ZWEI FRAUEN X MÄNNER UND EIN TAUCHBOOT

ROMAN VON HANS LEHR



(Nachdruck verboten)

1.

Im Hauptpolizeiamt New Yorks regieren die Merkmale des großen Tages. Die Beamten grüßen exakter als sonst; sie entfernen sich schneller, wenn sie einen Befehl erhalten haben, und die Unbeteiligten bemühen sich, die Sicht- und Rufweite der Vorgesetzten nach Möglichkeit zu meiden. Die unruheübersättigte Atmosphäre drängt nach Entladung.

Grund zur Erregung und Nervosität ist genug vorhanden: Am hellen Tage ist das zur Übergabe bereit gewesene modernste und größte Tauchboot der Marine von der Werft weg entführt worden, eine Stunde vor Eintreffen der Übernahmekommission des Marineamtes und der Offiziere und der Mannschaften, die die Besatzung hatten bilden sollen. Kein Mensch begreift, wie dieser Anschlag gelingen konnte; die Werftleitung muß glatt zugeben, daß sie auf ein derartiges Vorkommnis nicht im geringsten gefaßt gewesen ist. Die Vorgänge der Entführung haben sich mit solcher Schnelligkeit und Präzision abgespielt, daß die Ingenieure und Arbeiter, die das Meisterwerk der Schiffsbaukunst einer letzten Kontrolle unterzogen hatten, nur zu sagen wissen, daß sie sich beim Verlassen des Tauchbootes plötzlich drei Duzend maskierten und schwerbewaffneten Männern gegenüber sahen, die sie zwangen, die Arme zu heben, Front nach den Werftgebäuden zu nehmen und so eine lebendige Schutzmauer zu bilden; ehe in der Überraschung und Bestürzung überhaupt der Versuch zum Widerstandleisten gemacht werden konnte, hatte das Tauchboot schon die Werft Hafenausfahrt erreicht; kurz darauf verschwand es in den Fluten.

Inspektor Garvin stützt den Kopf in die Hände; wie das schmerzt! Auf der Anfahrt zum Hasen ist sein Wagen angefahren worden. Als er die Personalien der wilden Fahrer feststellen wollte, hat er einen Hieb über den Schädel bekommen, der ihm das Bewußtsein nahm. Natürlich hat es sich nicht um ein zufälliges Ereignis gehandelt, sondern man hat ihn, den gefürchteten Kommandeur der „Fliegenden Kolonne“, außer Gefecht sehen wollen, was, leider Gottes, auf diese Weise für Stunden auch gelungen ist.

Garvin stöhnt, denn die aufgelegte Leinentkompreß bringt fürs erste nicht viel Linderung. Der Inspektor ist ein breitschultriger, untersehter Mann; seine Bewegungen und sein Auftreten sind von großer Sicherheit. Gewöhnlich hält er den Kopf zur rechten Seite geneigt, als lausche er auf unsichtbare Stimmen. Von der Nase mit den eigenartig stark ausgebildeten Rüstern aus ziehen sich Falten nach den Winkeln des Mundes hinab, und unter den Brauen scheint die Gewohnheit, im Nachdenken die Stirnhaut anzuspannen, die Muskeln besonders entwickelt zu haben.

Eine Ordonnanz klopf an, tritt nach der nur wider-

willig erteilten Erlaubnis ein und meldet, daß der Gouverneur soeben zurückgekehrt sei.

Garvin schrickt gegen seinen Willen zusammen; kaum mehr zu steigendes Unbehagen kriecht seinen Rücken hinab. Er seufzt leise in sich hinein und winkt ab. Die Ordonnanz verschwindet auf fliegenden Sohlen.

Die vom Schlag verursachte Benommenheit wirkt beständig nach. Garvin verbeißt die Schmerzen. Er betritt den Wachtraum der „Fliegenden Kolonne“ und erteilt den Befehl, daß das Schnellboot „S. 16“ fertig zu machen sei und Sergeant Giber sich mit seiner Gruppe und dem Junker an Bord zu begeben habe; er selbst käme alsbald nach.

Im Vorzimmer warten bereits mehrere Hauptinspektoren, Verwaltungs- und Intendanturbeamte, Vorgesetzte Garvins. Er bittet, wegen der Dringlichkeit seiner Angelegenheit zuerst eintreten zu dürfen. In auffallend eiliger Zuverlässigkeit erklären sie ihr Einverständnis hierzu. Der erste, der dem Gouverneur unter die Augen tritt, wird den größten Anteil an der Entladung dieser Spannung auf sich zu nehmen haben; ein Unikum, dieser Inspektor Garvin, daß er sich dazu auch noch drängt! Der Gouverneur besitzt sehr viel überlegene Ruhe, ob sie aber nach diesem Ereignis nicht doch „pazieren gegangen“ sein wird? Man will die Probe aufs Exempel selbst lieber nicht machen; bedauernde und auch einige schadenfrohe Blicke begleiten Garvin auf seinem schweren Gange.

Gouverneur General Ruffel lehnt die korpulente Gestalt im Sessel hinter dem Schreibtisch zurück, sodas sein schmaler Kopf die hohe Lehne berührt. Sein Gesicht glänzt rosig und fast jugendlich, doch die über der hohen Stirn schütterten und an den Schläfen ergrauten Haaren, sowie der graue, kurze Schnurrbart und die Fältchen unter den Augen verraten den Mann in den Fünfzigern. Über den ausdrucksvollen Augen sieht ein von schwarzem Metall umrahmter Kneifer. Von der Nase aus begleiten einige schwache Falten die vollen Wangen um den breiten Mund herum zum starken angelsächsischen Kinn; über dem ganzen Gesicht liegen der Ausdruck der Freude am Leben und an seinen Genüssen und die Zeichen einer hohen Intelligenz, routinierter Weltgewandtheit und eines fast listigen Scharffinnes.

Garvin meldet sich, deutet auf die Leinentkompreß und bittet um Entschuldigung, daß er in diesem Aufzug erscheine.

Der Gouverneur lächelt gutmütig und teilnahmsvoll.

„Schuß oder Hieb?“ —

„Gummitknüppelhieb, Herr Gouverneur!“ — Garvin ist verwirrt ob dieser unerwarteten Anteilnahme; der Gouverneur muß beneidenswert gute Nerven haben, daß er in dieser Stunde noch lächeln und sich für die Art der Verletzung eines Untergebenen interessieren kann.

Der Gouverneur nimmt eine neue Zigarre aus einem Mahagonikästchen; der Inspektor beeilt sich, Feuer zu

welchen und berichtet nach der auffordernden Handbewegung des Vorgesetzten.

„Ich hatte meine „Fliegende Kolonne“ an den Hafn bestellt, um im Verein mit den vom Marineamt zur Verfügung gestellten Tauch- und Torpedobooten eine Generalrazzia an der Küste vorzunehmen. Die Gegner müssen jedoch gewarnt gewesen sein. Ich hatte bis zum letzten Augenblick ein Verhör zu leiten und fuhr daher in Begleitung zweier Sergeanten. In der Nähe des Hafens wurde unser Wagen gerammt. Als wir uns die wilden Fahrer etwas näher anschauen wollten, bekam ich einen Hieb über den Schädel. Meine Leute brachten mich hierher. Mein Vertreter hat die Razzia geleitet. Sie blieb ergebnislos.“

Gouverneur Ruffel puht umständlich die Gläser seines Kneifers und läßt den Blick plötzlich in brennender Eindringlichkeit auf dem Gesicht des Inspektors ruhen.

„Wie erklären Sie sich das, daß die Gegner gewarnt waren, Garvin?“ —

Im Suchen nach Worten zieht der Inspektor die Schultern hoch. Jetzt wird das Donnerwetter losbrechen; also den Nacken steif machen.

„Ich habe nur eine Erklärung, Herr Gouverneur: Die Bande muß über Spione verfügen, denen es möglich ist, sich prompt über unsere Entschlüsse zu unterrichten!“

„Sie behaupten viel, mein Lieber!“ — erwidert der Gouverneur, wie erwartet. „Wer außer Ihnen und mir war denn über die beabsichtigte Razzia unterrichtet? — Kein Mensch! Auch die Unterführer erfuhren erst im letzten Augenblick davon. Ich habe nichts verraten, und Sie, denke ich, auch nicht!“

In Garvins Kopf hämmert es von der Schädelbedeckung herunter, aber er wird sich trotz der Schwäche nicht einschüchtern lassen.

„Herr Gouverneur, das Marineamt war gestern nachmittag bereits unterrichtet!“ Er hütet sich, Überlegenheit oder gar Triumph in der Stimme mitzuteilen zu lassen, aber eine gewisse Trockenheit kann er doch nicht ganz unterdrücken.

Der Gouverneur fühlt sie, spitzt um die Zigarre herum belustigt den breiten Mund und läßt aus den Augen.

„Lassen Sie also auch Admiral Crooks und seine Adjutanten überwachen!“

Ist das nun Ernst oder Spott? — Garvin möchte vor Unbehagen am liebsten sein Körpervolumen verkleinern.

„Wen beobachten wir denn eigentlich noch nicht?“ pläht der Gouverneur mit einem Male los. „Ein Skandal ist das! Der größte Skandal seit dem Panama-Krach und der Sacco-Bangetti-Affäre! Der Versuch, die Sache geheim zu halten, ist glatt gescheitert. Wissen Sie, was der Staatssekretär des Innern eben Positives tut?“

— Nichts — weil er einfach nichts tun kann. Seine Fernsprecher sind nicht einen Augenblick lang frei. Eine Depeschepost jagt die andere, jede bringt zwanzig oder dreißig oder mehr Telegramme mit Beileidsbezeugungen und Spott und Hohn und Grobheiten. Der Staatssekretär für die Angelegenheiten der Marine wird unter den Auswirkungen des Trommelfeuers eines gleichartigen Bombardements nicht mehr wissen, ob er ein Mann oder eine Frau ist. Und es wird keine Stunde mehr verstreichen, dann wird man sich erinnern haben, daß auch der Gouverneur von New York als Chef der Polizei einen Teil der Verantwortung trägt. Dann wird auch der Run auf uns losgehen; angenehme Aussichten — sehr erhebende Aussichten!“

Garvin blüht den Gouverneur unverwandt an; was soll er erwidern? — Er schweigt.

Der Ausbruch scheint den Gouverneur beruhigt zu haben; er lächelt wieder. Oder hat er die ganze Zeit heimlich gelächelt und den Zorn nur martiert? — Garvin wird nicht klug aus dem Manne; fast neigt er zur Annahme, daß die ganze Sache ihn höchst belustigt.

Er entschließt sich dazu zu erwähnen, daß getan worden sei, was getan werden konnte, doch der Gouverneur wehrt ab; seine Augen glänzen dabei fast listig.

„Mein Zorn hat nicht Ihnen gegolten, Garvin, son-

dern lediglich dieser Angelegenheit. Die zuständigen Staatssekretäre haben vom allgemeinen Bekanntwerden der Entführung schon Kenntnis erhalten. Ich kann mich in ihre Gemütsverfassung einfühlen, denn sie haben die telegraphische Aufforderung zur Berichterstattung beim Präsidenten bereits bekommen. Wenn die Angelegenheit hätte geheim gehalten werden können, so wären wohl nur einige Zylinderhüte verteuert worden, nun aber wird sicher ein Zivilhutregen einsetzen. Es ist aber auch nicht auszudenken, welche Ausmaße der Skandal noch annehmen wird, wenn nun die Zeitungen anfangen zu polemisieren!“

Garvin ist fassungslos vor Überraschung. Gouverneur Ruffel muß doch die Gereiztheit des Staatssekretärs des Innern, seines direkten Vorgesetzten, zu spüren bekommen haben — und sie scheint so gut wie keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Man kann und muß von dem Manne lernen!

Als hätte der Gouverneur seine Gedanken erraten, bemerkt er:

„Wir werden die Nerven behalten! Wozu sollen wir uns erregen, wenn schon genug andere es mit aller Hingabe tun? — Wahrscheinlich stehen wir einer mächtigen, einflußreichen und ausgezeichnet organisierten Vereinigung von Verbrechern gegenüber, die einen Staat im Staate bildet!“

Garvin verbeugt sich, erfüllt von Dankbarkeit für die menschlich schöne Anteilnahme.

„Glauben Sie, Herr Gouverneur, daß es sich um Bootlegger handelt?“ —

Der Gouverneur wiegt bedächtig den Kopf. „Ich vermute es; mit Bestimmtheit können wir ja alle nichts sagen, sonst wäre das Rätsel kein Rätsel mehr. Es könnten aber auch moderne Klibustier diesen Streich ausgeführt haben.“ — Er blüht unter halbem Lächeln dem Rauch seiner Zigarre nach. „Ich will's nicht laut sagen, Garvin, aber ich könnte es, auf Ehre und Gewissen gefragt, nicht abstreiten, daß auch der Gedanke in mir zur Geltung zu kommen sucht, daß ein spleeniger Kauz eine Bande von Abenteurern angeworben und sich diesen absonderlichen Witz geleistet hat. Aber still davon!“ Er droht dem Inspektor humorvoll mit dem Finger. „Gehen wir wieder an die Arbeit! Und Sie wissen: Die Stelle eines etatsmäßigen Hauptinspektors ist noch vakant; ich werde sie weiterhin frei halten. Es liegt an Ihnen, dafür sorgen, daß Ihr Name an erster Stelle steht, wenn die Auswahl unter den Kandidaten getroffen wird!“

Garvins Gesicht färbt sich wieder, diesmal vor Überraschung und Freude. Er dankt und verabschiedet sich. Aber schon im Flur überfällt ihn, wenn auch nur für Sekunden, wieder das Unbehagen. Wo soll er das Tauchboot suchen? — Der Ozean ist groß und tief, und an der Küste gibt es unzählige Schlupfwinkel — wenn das Boot überhaupt in der Nähe geblieben ist.

Und die Bande hat mit der Präzision der Durchführung des tollen Streiches den besten Beweis für ihre ausgezeichnete Organisation und den Mut und die Stokkraft ihrer Führer und Mitglieder erbracht. — Doch: Sei es! Auch er hat seine Erfahrungen — und sein Glück — nicht umsonst ist er der von der New Yorker Unterwelt am meisten gehagte und gefürchtete Polizeibeamte. (Fortsetzung folgt.)

Nachtfahrt.

Eines Juges Näderfüße
Tragen mich den Schienenstrang
Weit und weiter, endlos lang.
Aber schwinden, die ich grüße.

Richturmuhren, Schindelbächer
Zieh'n vorüber wie im Flug
Und das tiefe Himmelstuch
Wird zum goldnen Sternensächer.

In die Nacht, dem Tag entgegen,
Auf dem blanken Eisenpfad
Stampft des hastigen Juges Rad . . .
Und der Mondschein lächelt Segen.

Hans Horskman.

Ich kaufe Rita.

Von André Baron Foeldersam.

Ein ganzes Jahr lang hab' ich gespart: ich will einen Airedale kaufen! Mit einemmal, ich weiß gar nicht wie, wußten alle Hundezüchter, daß ich einen Hund suche. Aus allen Städten schrieben mir Hunde täglich Briefe und priesen sich an, als: sehr gut im Kopf, temperamentvoll, wachsam, mit vorzüglichem Gebäude, gesund, folgsam, geflügelst fromm, gelehrt, scharf auf Raubzeug, stubenrein, kinderlieb, mannhaft, gut adressiert, in denkbar bestem Alter. Möpse schrieben mir, Whippets, Spaniels, Kelpies, afghanische Windhunde, Collies, Pudels, Dobermanmänner, Griffons, Maltsejer, Fedel, Dalmatiner, Spitze und Pekinesen. Die Airedales schwiegen.

Ich aber will einen Airedale haben! Nur einen Airedale! Eine Airedaleterrierdame mit einem Bart!

Ich annonciere, telephoniere, fahre umher, sehe mir einen an, den anderen. Einer hat eine helle Nase, der andere rachsittische Beine und der dritte keinen Bart. — Wenn Sie ihn mit Brillantine und mit Bartwuchsmitteln pflegen, — sagt der Besitzer, — dann wächst er bestimmt. —

Da erfahre ich zufällig (seht weiß ich, daß es Schicksal war), daß in einem Hundezwinger in der Nähe von Berlin junge Airedales aus vornehmster Familie verkauft werden. Bärbels Kinder.

Natürlich erweist es sich, als ich anrufe, daß schon drei andere Käufer am nächsten Tag hinfahren.

7,15 fährt der erste Zug.

Die ganze Nacht kann ich keinen Augenblick schlafen. Ob die anderen Käufer auch mit diesem Zug fahren?

Um vier stehe ich auf. Bald merke ich, daß es ein Unglückstag ist. Beim Aufstehen zerschlage ich mir das Schienbein, werfe die Lampe um, einen Meißner Aschenbecher, schneide mich fünfmal beim Rasieren. Meine Wirtin meint, ich soll an solch einem Tage lieber nichts unternehmen. Am wenigsten einen Hund kaufen! Auf dem Bahnhof komme ich eine Stunde zu früh an und bin glücklich, in Ruhe eine Tasse Kaffee zu trinken. Da erweist es sich, daß der Zug natürlich nicht um 7,15, sondern um 6,15 fährt: ich habe noch gerade Zeit, in den abfahrenden Zug zu springen. Hungerig, böse, müde. Mißtrauisch sehe ich mir die Mitreisenden an; ob vielleicht die drei anderen Käufer darunter sind?

Dreimal umsteigen. Dann mit dem Autobus weiter. Natürlich sehe ich mich in den Falschen. Erfahre es an der Endstation. Steige aus, warte endlos und habe jetzt Zeit, mir auszumalen, wie die anderen Käufer sich den schönsten Hund aussuchen. Nie, nie komme ich zu meinem Airedale! Ich fahre zurück.

Wo ist denn der Zwinger? Kein Mensch weiß es. Endlich sagt jemand: gehen Sie die Straße zurück bis ans Ende, dann am Turnplatz vorbei, dann durchs Wäldchen, dort biegen Sie einen kleinen Pfad ein, kommen an der Waldschule vorüber, dahinter muß wohl der Zwinger sein.

Ich dreh mich im Wäldchen in die Runde, mal hierher, mal dorthin. Plötzlich höre ich bellen. Einen herrlichen Hundegesang aus vielen Kehlen. Es klingt wie Sphärenmusik. Da ist auch schon die Pforte. Ein reizender Mann kommt mir entgegen — der Zwingermann.

— Und die Airedales, alle noch da? — frage ich erschöpft. — Weshalb sollten sie nicht da sein, mein Herr? — Und die anderen, sind sie noch nicht gekommen? — Wer denn? Wir erwarten keine weiteren Airedales. —

Gott sei Dank, ich bin der erste. Endlich stehen wir vor dem Airedalezwinger.

— Das sind Bärbels Kinder, — sagt der Zwingermann, — Sie haben doch sicher von Bärbel vom Tannenhof gehört, mehrfacher Champion. —

Wie sollte mir Bärbels Name nicht bekannt sein! Und ich betrachte mit gewisser Ehrfurcht Bärbels Kinder: drei härtige freche Gesichter mit dunklen Augen, die durchs Gitter gucken und klaffen. Furchtbar aufgereggt über den Besuch. Schon stehe ich mitten drin, alle drei stürzen sich auf mich, werfen mich fast um, binden die Schuhriemen auf, ledern meine Hände mit heißer, rauher Zunge. Ein jeder versucht zu gefallen.

Da ist Rose vom Memelland, mit sentimentalem Augenausschlag. Sie legt sich schnell in Postur, wie beim Photographen. Und Stropp, ihr Bruder, springt an mit hoch.

Nur ein Airedalfräulein mit einem herrlichen Bart und dunklen Augen kümmert sich nicht um mich. Sie wirbt nicht, sie preist sich nicht an und macht sich nicht wichtig. Sie ist hochmütig. Sie sitzt in einer Ecke und spielt mit einem alten Schuh. Sie denkt nicht daran, sich um mich zu bemühen. Ab und zu guckt sie mich frech an.

Das ist Rita.

Während ich mit den anderen spiele, sie bewundere und mich mit dem Zwingermann über Gebäude und Kopfform unterhalte, muß ich immer wieder zu Rita hinsehen. Und schon weiß ich genau, daß niemand anderes in Frage kommt, als sie. Ich fühle — mit freudigem Entsetzen — ich bin verliebt.

Plötzlich steht Rita auf, im Maul den alten Schuh. Sie kommt langsam und sanftwedelnd heran und legt mir den Schuh vor die Füße. Dann tritt sie einige Schritte zurück, sieht mich an und lacht frech, daß sich die Nase in unzählige krause Falten legt.

Es ist wohl verständlich, wenn ich über die erste ärztliche Umarmung nichts sage. Und über den Verlobungskuß. Ich glaub, wir wurden beide rot dabei. Und ich wünschte: niemand, niemand wäre da, als der Wald.

Ich geniere mich vor dem Zwingermann, der Rita anpreist und über ihre herrliche Hinterhand spricht. Was geht mich Ritas Hinterhand an? Und wenn sie noch so herrlich ist! Ich liebe sie, weil ich sie eben lieben muß. Daß sie dazu noch das schönste Airedalemädchen ist, die ich je gesehen habe, das ist jetzt Nebensache. Auch wenn sie überhaupt keinen Bart hätte, würde ich sie lieben. Rita klopft an meinem Schlipps, legt ihren Kopf auf meine Schulter und schaut sich vor lauter Zufriedenheit in den Hüften.

Schon sind die anderen da und versuchen mich zu betören. Rose setzt sich sentimental hin, mit einwärtsgedrehten Beinen, und sieht mich mit schiefem Kopf verführerisch an. Stropp nagt an meiner Hand, als wäre sie ein Hundetuchen. — Ich habe Rita gewählt, — sage ich.

Der Zwingermann will sich über Geschäftliches unterhalten, ich mache ihm Zeichen, nur ja nichts in Ritas Gegenwart zu sagen. Und ich führe ihn weit fort, damit sie nichts hört. Schlimm genug, daß man Rita kaufen kann, mit Geld. Wenigstens darf sie nichts von diesen peinlichen Dingen merken.

Dann sitzen wir beide wieder zusammen und spielen mit dem alten Schuh. Ich kann mich gar nicht von Rita trennen; der Zwingermann wird schließlich ungeduldig.

Aber der Abschied kommt doch — ein Händedruck — weil es sonst zu schwer wird. Wie ich weggehe, steht Rita mit ihrem Bruder und Rose noch lange am Gitter und sieht mir nach.

Einen Monat noch, bis ich aufs Land fahre, müssen wir getrennt bleiben. Dem Zimmermädchen in der Stadt fehlt es am Ende noch an Nachsicht und Güte, wenn Rita in ihrer Jugend Parteit und Waldboden verwehelt. Ich schreibe Rita lange Briefe. Und Rita läßt antworten: — Ich kann Ihnen nur mitteilen, daß Rita von Memelland wohl und munter ist. Also können Sie ganz beruhigt sein und brauchen sich keine Sorge zu machen. Mit Rauhaarheil, Rita.

Ein neues Leben beginnt jetzt — für Rita. Geschenke sind zu besorgen: ein Gummiball, ein alter Schuh, Kämme und Bürsten. Beim Sattler bestelle ich das schönste kobaltblaue Halsband.

Nach vier Monaten führe ich Rita in die große Welt ein — auf ihre erste Ausstellung. Sämtliche Airedalefräuleins werden vor Reid erblassen, wenn sie diesen Bart sehen! In Ritas Zimmer stehen dann ihre Preise, wie bei einem Tennischampion: silberne Becher und Kristallbowlen, und an den Wänden hängen die Medaillen:

Rita von Memelland!

Glück.

Bierzig Minuten war er ihr gefolgt. Endlich sprach er sie an. Sie war bezaubernd.

In einer Konditorei tranken sie Kaffee. Im Palace-Hotel aßen sie Abendbrot. Nach dem Theater tanzten sie ein wenig.

Als er den Mokka bezahlt hatte, besaß er noch eine Mark zehn.

Bitte, bestellen Sie einen Wagen,“ sagte sie.

Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn. Aber er ging und bestellte einen Wagen.

Sie wohnte sehr weit. Er saß, mit vorgebeugtem Oberkörper, und fixierte den Taxameter: 1.50 Mark, 1.60 Mark, 1.70 Mark . . .

Als der Zeiger auf drei Mark stand, lehnte er sich zurück. Ratter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Irgend etwas würgte ihn. Er wollte sprechen. Aber er konnte nicht. Eine Mendorfer Chaussee und Hanseatenweg liefen sie mit einem Lastwagen zusammen, Glas splitterte, Schreie gellten.

Als man ihn aus den Trümmern herauszog, kühlte er einen stechenden Schmerz. Man legte ihn auf eine Bahre. Langsam öffnete er die Augen, sah das Auto, in Atome zerfällt. „Gott sei Dank,“ sagte er. Erst dann fiel er in Ohnmacht.

Hans Riebau.

Die zweite Pfeife Tabak.

Von Julius Esermely.

Peter Lange, der Sohn des biederen und hochangesehenen Bürgers Melchior Lange, verliebte sich in die verführerisch schöne, wenn auch nicht mehr ganz junge Abenteuerin Ottilie Othmar. Sie war von ihrem Manne geschieden und hatte sich vor kurzem in dem Provinzstädtchen niedergelassen, um sich hier, wo sie sich unbekannt wähnte, einen Gatten einzufangen.

Peter Lange war dreißig Jahre alt, im Umgang mit Frauen noch recht unerfahren und so ging er denn der schönen Frau Ottilie bald auf den Leim. Er machte ihr stürmisch den Hof, da sie ihn aber nicht erhören, er sie jedoch um jeden Preis besitzen wollte, hielt er schließlich — um ihre Hand an.

In dem Städtchen wurde darüber viel gesprochen und die Kunde von der Absicht seines Sohnes drang auch zu den Ohren des Herrn Melchior Lange.

„Solange mir mein Sohn seine angeblühte Verlobung nicht bekannt gibt, nehme ich von der Sache offiziell keine Kenntnis“, sprach Herr Melchior zu seiner Schwester Martha, als ihm diese die Sache ebenfalls aufklärte. Und Herr Melchior rauchte seine Pfeife gemächlich weiter, denn das Pfeifenrauchen ging ihm über alles. Wenn er rauchte, hatte er stets eine zweite Pfeife als Reserve neben sich liegen, und sobald die eine ausgeraucht war, kam die zweite an die Reihe. Währenddessen kühlte die erste Pfeife aus, — und so ging das oft stundenlang fort.

Einige Tage später gestand ihm sein Sohn tatsächlich seine Liebe zu Frau Ottilie. „Ich kann ohne sie nicht leben“, sprach er, „deshalb bitte ich dich, lieber Vater, um deinen Segen zu meiner Heirat.“

Der alte Herr hatte sich eben die erste Pfeife angezündet. Er rauchte mit größter Seelenruhe weiter, dann zog er die Augenbrauen hoch, und fragte:

„Ruf ich dir meine Antwort sofort geben?“

„Nein, lieber Vater, es ist nicht so dringend. Ich warte gerne bis nach dem Essen.“

„Gedulde dich bloß solange, bis ich meine zweite Pfeife zu Ende geraucht habe.“

Der Sohn setzte sich, zündete sich eine Zigarette an, nahm eine Zeitung zur Hand und wartete geduldig. Der alte Herr aber rauchte voll Behagen, wenn auch ziemlich langsam. Er machte nach je zwei Zügen immer eine größere Pause. Als er dann die erste Pfeife zu Ende geraucht hatte, legte er sie behutsam weg, ohne aber nach der zweiten Pfeife zu langen. Er ließ die Pfeife liegen, wo sie war, nahm gleichfalls eine Zeitung zur Hand und las darin.

„Er wird sehr bald nach der Pfeife greifen“, dachte der Sohn bei sich. „Länger als eine Viertelstunde hält er es nicht aus, ohne zu rauchen.“

Aber es vergingen zehn und zwanzig Minuten, dann noch einmal zwanzig, doch der alte Herr rührte seine Pfeife noch immer nicht an. Er nahm einen Würfel Zucker und biß davon von Zeit zu Zeit ein Stückchen ab, aber auf das Rauchen verzichtete er.

Peter schmunzelte vor sich hin.

„Ich bin wirklich neugierig, wer es länger aushalten wird. Ich mit dem Warten oder der Vater mit seiner Enthaltensamkeit?“

Aber eine Stunde um die andere verrann, es dämmerte schon und der alte Herr rauchte noch immer nicht.

„Nach dem Abendessen wird er sich unbedingt seine Pfeife anzünden, darauf hat er noch niemals verzichtet.“

Herr Melchior rührte seine Pfeifen auch nach dem Abendessen nicht an. Es bereitete ihm wahre Höllequalen, aber er blieb standhaft und rauchte nicht.

„Ich sehe schon“, überlegte Peter, „daß er in meine Heirat mit Frau Ottilie nicht einwilligen will, das ist der Grund, warum er nicht raucht. Ich habe ihm mein Wort gegeben, mich bis nach der zweiten Pfeife ruhig zu gedulden. Ich will mein Wort halten. Möge er sich nur weiter des Rauchens enthalten. Länger als bis nach dem Frühstück wird es ihm auf keinen Fall gelingen.“

Aber der alte Herr harrete auch weiterhin bei seinem Entschluß aus. Es verging der zweite, der dritte, der vierte Tag, und er griff noch immer nicht nach seinen Pfeifen.

Peter, der sich über das sonderliche Gebahren seines Vaters erst lustig gemacht hatte, begann die Sache jetzt ernst zu erwägen:

„Mich verzehrt das Begehren nach jener Frau, ihn das Verlangen nach einer Pfeife Tabak. Und er, der 70jährige Greis, erträgt heldenmütig seine Qualen, ich aber, der 30jährige junge Mensch, verharre bei meiner Begierde nach jener Frau! . . . Darf ich es ruhig weiter mitansehen, wie mein Vater leidet? Er findet keinen Schlaf, kein Essen schmeckt ihm mehr. Ich bin wahrlich ein schlechter Sohn. Sicherlich weiß er, warum er mir nicht seine Einwilligung zu meiner beabsichtigten Heirat gibt. Lieber entsagt er dem Rauchen, um mir keine Antwort geben zu müssen. . . Und hat er denn im Grunde nicht recht? . . . Diese Frau hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. . . Auch mein Vater würde keine Pfeife in den Mund nehmen, an der schon andere geraucht haben. . .“

Und er ging hin, stopfte seinem Vater selbst die Pfeife und drängte sie ihm zärtlich auf:

„Du kannst schon wieder ruhig rauchen, Vater, meine Bitte ist gegenstandslos geworden. Ich verzichte auf Frau Ottilie, rauche dir nur wieder deine Pfeife an.“

Der alte Herr ließ sich das nicht zweimal sagen. Ach, war das eine Erlösung für ihn, als er die Rauchwolken wieder voll Hochgenuß vor sich hinblasen konnte. Zu seiner Schwester aber sagte er:

„Siehst du, was eine Pfeife Tabak alles zu vollbringen vermag?“

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld.)

Ein Hund stiehlt für seine Katzen.

Von Dr. Volkmar Fro.

Dieser Sonderfall eines den Katzen hörigen Hundes ist der braune Flock des Metzgers und Wirtes in einem obersteirischen Schneedorf. Er ist keineswegs ein überzüchteter Rassehund, sondern eine Promenademischung schlimmster Sorte, und wurde uns Skifahrern schon am ersten Tag von der biederen Wirtstochter als der „narrische Katzenbobl“ vorgestellt: Als ein Sonderling, der für die drei Katzen des Hauses an Lederbissen zusammenstiehlt, was er nur stehlen kann.

Wir machten sofort eine Probe dieser seltsamen Freundschaft. Legten ein Stück Wurst neben uns auf die Bank und beobachteten nun, wie Flock sich scheinheilig heranpirschte, mit einem Vorbeistreichen des Kopfes die Beute wegholte und sie sofort zum Kachelofen schleppte. Dort legte er die Wurst ergeben vor ein weißes Kästchen, warf sich neben ihr nieder und sah zufrieden zu, wie die Katze den Bissen verschlang. Sie kümmerte sich dann, ganz wie eine verwöhnte Schöne, weiter mit keinem Blick um den Anbeter, sprang auf die Ofenbank und wurde erst wieder nett, als Flock mit einer zweiten Wurstscheibe seine Aufwartung machte.

Jetzt holten wir die beiden anderen Kästchen in die Gaststube. Eine war weißschneidig, die Zweite grauschwarz. Dann wurde wieder ein Wurstzippel auf die Bank gelegt. Flock nahm ihn prompt und wanderte sofort zu dem Vneeweissen Kästchen — es stand also fest: er bevorzugte weiß!

Er trug jeden Bissen zu ihr, bis sie satt war. Dann kam die Weißschneidige an die Reihe und schließlich die Graue.

Wir wiederholten dieses Experiment während einer ganzen Skiwocche, Abend für Abend, immer mit dem gleichen Resultat: zuerst wurde stets die Schneeweisse, dann die Schneidige und als Letzte die Graue bedient. Der „narrische Katzenbobl“ selbst fraß von allen Fleischresten, Käserinden und sonstigen Lederbissen nicht ein einziges Stück. Wenn sein Katzenharem genug hatte, stahl er nicht weiter, sondern legte sich zum Ofen und beschäftigte sich mit seinen Flöhen.

Wir lachten anfangs über diesen Hund. Dann beobachteten wir ihn sachlich und schließlich wurde er uns unheimlich, wie ein krankhaft veranlagter Mensch. So sieht ihn auch das ganze Dorf, das ihn als minderwertiges Hundeeinzel Individuum verspottet, und ich bin überzeugt, daß er diese Mißachtung versteht und darunter leidet. Denn er ist scheu, schleicht auf der StraÙe mit eingezogenem Schweif herum und weicht allen Hunden aus.

Aber er kann nicht anders, die Katzen sind seine Leidenschaft, der Sinn seines Lebens. Es geht ihm wie jenen schwachen Männern, die ihre ganze Existenz für eine schöne Frau opfern. Nur mit dem Unterschied, daß diese Männer fremde Rassen plündern, während der „narrische Katzenbobl“ Wurstreste und Käserinden stiehlt!